

INHALT	Seite
<i>Christian Sieg</i> : „Klar wie der Tag!“ – Evidenz und Recht in Friedrich Schillers „Maria Stuart“ .....	481
<i>Björn Moll</i> : „FORT“, DA Substitution und Repräsentation in der „Marquise von O....“ .....	507
<i>Sven Fabré</i> : Wirklichkeit über pari Zu Gottfried Kellers „Kleider machen Leute“ .....	523
<i>Maximilian Bergengruen</i> : Moosbrugger oder die Möglichkeiten der Paranoia Psychiatrie und Mystik in Musils „Der Mann ohne Eigenschaften“ .....	545
<i>Gunter Martens</i> : Edition und poetologische Reflexion Axel Gellhaus' Beitrag zur theoretischen Fundierung der Editionsphilologie .....	569
<i>Oliver Bach</i> : „Er spürte die unvergleichliche Wärme des Erzählens“ Ästhetisches Probandeln, progressive und kritische Intertextualität in Lutz Seilers „Kruso“ .....	581
<i>Lydia Koelle</i> : Kriegsversehrte Die Dritte Generation in der Gegenwartsliteratur .....	607

#### Buchbesprechungen

<i>Stefanie Heine</i> : Davide Giuriato: „klar und deutlich“. Ästhetik des Kunstlosen im 18./19. Jahrhundert .....	635
Liste eingesandter Bücher .....	639

## Zeitschrift für deutsche Philologie

135. Band 2016

**Erscheinungsweise:**  
vierteljährlich

**Herausgegeben von**

NORBERT OTTO EKE  
UDO FRIEDRICH  
EVA GEULEN  
MONIKA SCHAUSTEN  
HANS-JOACHIM SOLMS

**Redaktion**

Ältere Germanistik und Sprachwissenschaft (Hefte 1 und 3):

PROF. DR. UDO FRIEDRICH  
PROF. DR. MONIKA SCHAUSTEN  
DR. CHRISTIANE KRUSENBAUM-  
VERHEUGEN  
(Redaktionelle Mitarbeiterin)  
Institut für deutsche Sprache  
und Literatur I, Universität zu Köln  
Albertus-Magnus-Platz · D-50923 Köln  
E-Mail: zfdph@uni-koeln.de

PROF. DR. HANS-JOACHIM SOLMS  
Germanistisches Institut  
Universität Halle-Wittenberg  
Herweghstr. 96  
06099 Halle (Saale)

**Redaktion**

Neuere Literaturwissenschaft  
(Hefte 2 und 4):

PROF. DR. NORBERT OTTO EKE  
LUDMILA PETERS  
STEPHANIE WILLEKE  
(Redaktionelle Mitarbeiterinnen)  
Institut für Germanistik und Vergleichende Literaturwissenschaft  
Universität Paderborn  
Warburger Str. 100  
D-33098 Paderborn  
E-Mail: zfdph@hrz.uni-paderborn.de

PROF. DR. EVA GEULEN  
DR. TIM ALBRECHT  
(Redaktioneller Mitarbeiter)  
Zentrum für Literatur- und  
Kulturforschung  
Schützenstraße 18  
D-10117 Berlin  
E-Mail: Albrecht@zfl-berlin.org

**Begutachtungsverfahren:**

Anonyme doppelte Begutachtung  
(Peer Review)

**Verlag:**

Erich Schmidt Verlag GmbH & Co. KG  
Genthiner Str. 30 G  
D-10785 Berlin  
Telefon: 030 / 25 00 85-620  
Fax: 030 / 25 00 85-305  
http://www.ESV.info  
E-Mail: ESV@esvmedien.de

**Vertrieb:**

Erich Schmidt Verlag GmbH & Co. KG  
Genthiner Str. 30 G, D-10785 Berlin  
Telefon: 030 / 25 00 85-223  
Fax: 030 / 25 00 85-275

Redline Book AG

## KRIEGSVERSEHRTE

Die Dritte Generation in der Gegenwartsliteratur

von Lydia Koelle, Bonn

Für David, Deborah, Benjamin

### Abstract

Die jüngste deutsche Geschichte ist keine ferne Erlebniswelt, sondern auch für die Nachfahren der Kriegsgenerationen eine *erlebte* Welt, insofern sie an den erlittenen Traumata, Verlusten und Verbrechen ihrer Vorfahren psychisch Anteil haben, auch wenn über diese Vergangenheit in den Familien Schweigen herrschte. Autoren der zweiten und dritten Generation – Nachkriegskinder (die 1950er Jahrgänge mit ihren Soldatenvätern) und die Kinder der Kriegskinder (aus den Jahrgängen ca. 1960 bis 1975) versuchen in zeitgenössischen Familienromanen eine Entschlüsselung des Schweigens, um Familiengeheimnissen auf die Spur zu kommen, ihre emotionale Wurzellosigkeit zu überwinden und die eigene Identität zu finden.

Recent German history is not a distant world of experience, but for the descendants of the war generations it is also an experienced world, inasmuch as they have mentally shared in the traumas, losses and crimes of their ancestors, even when this past was not spoken about in the family. Authors of the second and third generations – postwar children (those born in the 1950s with their soldier fathers) and the children of war children (born roughly between 1960 and 1975) attempt in contemporary family novels to decipher this silence in order to track down family secrets, to overcome their emotional rootlessness and to discover their own identity.

### I. „Ein Wimpernschlag“. Einleitung

Wolfgang Herrndorf, Schriftsteller und Künstler, 1965 geboren, las im Jahre 2012 erstmals das Tagebuch der Anne Frank – und erinnert sich: Acht Jahre war er alt, als sein Vater ihm vom Holocaust erzählte. Der kleine Wolfgang sah in der Tagesschau Berichte über den Jom-Kippur-Krieg 1973 in Israel und der Vater klärte ihn rundum auf über die „Breitseite“ des zwanzigsten Jahrhunderts:

Reichskristallnacht, Hakenkreuz, Vergasung, Russen, Amis – Grotesken aus einer Welt, die mit der freundlich-friedlichen bundesrepublikanischen Welt, in der wir lebten und die wir waren, nicht die geringste Ähnlichkeit hatte, vergangenste Vergangenheit.

Jetzt zum ersten Mal die zeitliche Dimension bemerkt: 23 Jahre liegen zwischen dem ersten Tagebucheintrag [von Anne Frank] und meiner Geburt, eine Generation, mehr nicht, ein Wimpernschlag.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Wolfgang Herrndorf: Arbeit und Struktur, Berlin 2013, S. 333.

Die „Danachgeborenen“<sup>2</sup> sind keine direkten Augenzeugen, aber sie sind Zweitzeugen, insofern sie Zeugen der Auswirkung der Kriegszeit auf ihre Eltern und nahe Angehörige sind und so indirekt Betroffene. Sie sind „Gefühlzeugen“, wie Udo Jürgens es von sich selbst sagte, obwohl er der Kriegsgeneration angehörte.<sup>3</sup> Es sind die Nachwirkungen des Krieges, die wie ein Schatten auf Eltern und Kinder fallen, Trauma, Tabu und Schuld, die lange sprach- und namenlos waren oder auf überfordernde Weise in die Realität einbrechen und Auswirkungen auf das Familiengefüge haben.<sup>4</sup>

Die Kriegsgeneration stirbt. Und stirbt mit ihr Leid, Scham und Schuld? Oder muss nicht von „Gefühlserbschaften“ gesprochen werden? Viele der Nachgeborenen fühlen sich von einer unausweichlichen Verantwortung für die Opfer und für die Schuld an der Erinnerung ihrer Herkunftsfamilien in die Pflicht genommen. Zahlreiche zeitgenössische Familienromane zeigen den Konflikt, der sich aus der Verantwortung für die deutsche Geschichte ergibt: Wie Pfadfinder der Erinnerung gehen die Protagonisten dunklen Familiengeheimnissen aus der NS-Zeit auf die Spur. Was sie dabei finden, stellt die Liebe und Familiensolidarität auf eine harte Probe und ist nicht ohne eigene, manchmal verstörende Identitätsarbeit zu leisten: Wer bin ich mit einem Täter in meiner Familie?

## II. Von der Schuld der Großeltern zum Schuldgefühl der Kriegsenkel

### II.1. David Wagner: „Schöne deutsche Schuldgefühle“

David Wagners vermutlich autobiografisch gefärbter Text „Schöne deutsche Schuldgefühle“ liest sich wie eine Fortsetzung von Wolfgang Herrndorfs Kindheitserlebnissen. Von der Religionslehrerin seiner Grundschule wird der Junge erstmals mit dem Nationalsozialismus und seinen Verbrechen konfrontiert. Er ist sieben Jahre alt und geht in die zweite Klasse. Das Gehörte und Angelesene überfordert ihn:

Nach und nach füllte sich das Rheintal, das vor dem Klassenfenster lag, mit Leichen. Je mehr ich erfuhr, je mehr Bilder ich sah, je mehr Grausamkeiten ich

<sup>2</sup> Vgl. Lea Kirstein: Die Zweite Generation. Autobiografische Reflexionen, München 2006, S. 20.

<sup>3</sup> Vgl. Udo Jürgens: „Das Glück ist ein flüchtiger Vogel.“ Gespräch vor seinem 80. Geburtstag mit Giovanni di Lorenzo, in: Zeit-Magazin Nr. 36/2014; online abrufbar unter: <http://www.zeit.de/zeit-magazin/2014/36/udo-juergens-geburtstag>.

<sup>4</sup> Vgl. Lydia Koelle: Deutsches Schweigen. Der Vergangenheit Gegenwart im Familiengedächtnis, in: Literatur, Religion und öffentlichem Raum, hg. v. Konrad-Adenauer-Stiftung e.V., St. Augustin, Berlin 2014, online abrufbar unter: [http://www.kas.de/wf/doc/kas\\_40005-544-1-30.pdf?141217163207](http://www.kas.de/wf/doc/kas_40005-544-1-30.pdf?141217163207); gekürzte Fassung: Lydia Koelle: Wo Sprache endet, wirkt das Ungesagte. Zur Lautwerdung deutscher Vergangenheit im Familiengedächtnis und in der Literatur, in: Öffentliche Religion – religiöse Öffentlichkeit, hg. v. Karlies Abmeier, Michael Borchard, Paderborn 2014, S. 175–186.

mir, von Frau Klingmann angestoßen, erblätterte, je mehr ich über Hitler, den Krieg und die Ermordung der europäischen Juden erfuhr, desto höher türmten sich die Leichenberge, sie ragten über die Weinberge hinaus, schoben sich vor die Loreley und über die Burgen.<sup>5</sup>

Von seiner Religionslehrerin angeregt beschäftigt sich nun der jugendliche Ich-Erzähler mit der NS-Vergangenheit seiner Großeltern. Im Familiengespräch findet er heraus, dass die Großeltern sich auf dem Reichsparteitag 1938 in Nürnberg kennengelernt haben. Neben dem Großvater, damals schneidig in Uniform, ging der Führer und so hätte sich die Großmutter augenblicklich in ihren späteren Mann verliebt. Der Enkel spürt sofort, dass er diese Entdeckung keinesfalls der verehrten Religionslehrerin mitteilen kann. Und nicht nur das, er fühlt die NS-Verstrickung seiner Großeltern als seine eigene – geerbte – Schuld, die ihn niederdrückt wie eine zu schwere Bettdecke, immer bei ihm ist wie ein Stofftier und zugleich ihn erhebt zu einer großen Aufgabe. Die Schuld war immer da und verleidete ihm auch alles Schmachhafte und Schöne, was von der noch lebenden Großmutter auf ihn übergekommen war, insbesondere, da das Haus der Großmutter nicht weit vom Konzentrationslager Mauthausen entfernt lag. Der Junge lebt fortan mit schlechtem Gewissen in der Gegenwart der Vergangenheit, die er mit seiner Phantasie erfüllt und sich darin erprobt, wie ein Lagerinsasse auf dem Boden zu schlafen ohne Decke. Der Umschlag, die Schuldverdrängung, geschieht in dem Moment, wo der Junge sich an seine Schuld gewöhnt, sich mit ihr isoliert, schließlich sogar sie genießt, weil sie sein Leben größer und bedeutungsvoller macht. Er selbst lebt ganz gut, „schuldgepolstert“<sup>6</sup>, mit der NS-Vergangenheit seiner Familie. Und erachtet von seinem Logenplatz aus die Bombardierung deutscher Städte durch die Alliierten als gerecht:

ich dachte, auf höhere, ausgleichende Art sei es auch gerecht, dass meiner Tante von ihrem Vorkriegsleben, von allen Sachen nur die Decke geblieben war, die sie mit in den Bunker genommen hatte. Und ich dachte, wir haben es verdient, in hässlichen Neubauten in hässlich wiederaufgebauten Städten zu wohnen. Und keine richtige Hauptstadt zu haben. Und die zementierte deutsche Teilung fühlte sich wie ein verdientes Ergebnis des Zweiten Weltkriegs an.<sup>7</sup>

Der Tonfall des Essays ist leicht ironisch und übertreibend. Übertrieben aber ist wohl nicht, dass Wagner aufzählt, wie oft der Nationalsozialismus in der Schule auf dem Lehrplan stand. Doch die „schönen, erhabenen Schuldgefühle“ verlieren mit der Zeit ihre Kraft, so dass am Ende in der Gegenwart nur noch eine Betroffenheitsmaske übrig bleibt, hinter der auch die reale Schuld des Groß-

<sup>5</sup> David Wagner: Schöne deutsche Schuldgefühle, in: Merkur 55, 2001, S. 636–641; online abrufbar unter: <http://www.taz.de/1/archiv/print-archiv/printressorts/digi-artikel/?ressort=bi&dig=2001/08/11/a0225&cHash=85b7e60ba6/>. David Wagner wurde 1970 in Andernach geboren.

<sup>6</sup> Ebd.

<sup>7</sup> Ebd.

vaters, der nach dem Krieg im Nürnberger Gefängnis einsaß, bedeutungslos wird. Aus dem Gefühl von Schuld und Verantwortung wurde Abwehr der Schuld und Abkehr von der Verantwortung. Der Erwachsene hat nun ein „Schuldgefühl zweiten Grades“, weil ihm die leidenschaftliche Ernsthaftigkeit seiner Kinder- und Jugendzeit abhanden gekommen ist, die er im Nachhinein durch eine engagierte Lehrerin als ihm aufoktroiiert erlebte. Und so ambivalent endet auch der Essay:

Damals, als ich noch, wie es mir vorkam, alles auf mir trug, fiel mir nichts Besseres ein, als mich neben mein Bett auf den Boden zu legen. Kalt war mir nicht, die Schuld deckte mich zu. Und ich lag weich. Das Haus meiner Eltern, ein Nachkriegsneubau, war ja überall mit Teppichboden ausgelegt.<sup>8</sup>

Zurück bleibt ein diffuses Schuldigsein ohne Verantwortliche.<sup>9</sup> Die verdrängte Schuld wirkt jedoch fort: eine Schuld, die von der verantwortlichen ersten Generation verdrängt wird und zur „zweiten Schuld“ (Ralph Giordano<sup>10</sup>) wird, welche die Nachkommen (Kriegskinder, 68er-Generation, Kriegsenkel) belastet, denen das Vermächtnis ungesühnter Verbrechen aufgebürdet wird.

## II.2. Traumaweitergabe zwischen den Generationen

Was in der ersten Generation konkrete Erfahrung war, beschäftigt die nachfolgende Generation in ihrer Bilder- und Symbolwelt [...]. Das extreme Trauma, der unbewältigte Verlust, das durch Schweigen erzeugte Geheimnis, all das gehört einerseits zur Realität der Elterngeneration, wird aber andererseits von den Kindern in deren Phantasie identifikatorisch übernommen<sup>11</sup>,

<sup>8</sup> Ebd. Vgl. auch David Wagners (autofiktionalen?) Text „Geschichte einer Bürste“, in: Neue deutsche Literatur 45, 1997, S. 56–64, aus der Perspektive eines Täterenkels geschrieben; sowie: Jens Birkmeyer: Nicht erinnern – nicht vergessen. Das Gedächtnisdilemma in der Popliteratur, in: Erinnern des Holocaust? Eine neue Generation sucht Antworten, hg. v. Jens Birkmeyer, Cornelia Blasberg, Bielefeld 2007, S. 145–163; Hans-Joachim Hahn: Von den Nachgeborenen. Zur aktuellen Rede von der „dritten Generation“ und deren Konstruktion im literarischen Diskurs um das Gedenken an Auschwitz, in: Das Unbehagen in der ‚dritten Generation‘. Reflexionen des Holocaust, Antisemitismus und Nationalsozialismus, hg. v. Villigster Forschungsforum zu Nationalsozialismus, Rassismus und Antisemitismus, Münster 2004, S. 1–16.

<sup>9</sup> „Wo alle schuldig sind, kann im Grunde niemand mehr urteilen. [...] Solange die Strafe das Recht des Verbrechens ist, [...] gehört zum Strafen eine Überzeugung von der Verantwortungsfähigkeit des Menschen.“ Vgl. Hannah Arendt: Organisierte Schuld, in: Die Wandlung 1, 1945/46, S. 333–344, hier: S. 339f.

<sup>10</sup> Vgl. Ralph Giordano: Die zweite Schuld oder Von der Last, Deutscher zu sein, Hamburg 1987.

<sup>11</sup> Werner Bohleber: Transgenerationalles Trauma, Identifizierung und Geschichtsbewußtsein, in: Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewußtsein. Erinnerung, Geschichte, Identität 2, hg. v. Jörn Rüsen, Jürgen Straub, Frankfurt/Main 1998, S. 256–274, hier: S. 256.

stellt der Psychoanalytiker Werner Bohleber fest. Erkenntnisse über die Übertragung von Traumata wurden zuerst durch die psychoanalytische Erforschung der zweiten Generation von Holocaust-Überlebenden gewonnen.<sup>12</sup> Die Transmission der Traumata geschieht, wenn Eltern nur begrenzt in der Lage sind, das Erlittene zu verarbeiten. Darüber zu schweigen, war eine Form, die Kinder zu schonen. Andererseits wurden diese von ihren Eltern funktionalisiert: ein umgekommenes Familienmitglied zu ersetzen oder sie bekommen den Auftrag zu geschrieben, durch besondere Leistung vergangene Verletzungen zu heilen und den Familienstolz wiederherzustellen.

Besonders bei Eltern, die ihre massive Traumatisierung nur abwehren konnten, indem sie ihre traumatischen Erfahrungen verleugneten bzw. entwirklichten, erfassen die Kinder unbewußt das Erlittene, bearbeiten Anzeichen mit ihrer Phantasie und agieren diese Phantasien in der äußeren Welt aus. [...] Die Kinder leben in zwei Wirklichkeiten, der eigenen und der, die der traumatischen Geschichte der Eltern angehört.<sup>13</sup>

Strukturell ähneln sich die Mechanismen der transgenerationalen Weitergabe historischer Traumatisierung bei Kindern der Täter-Generation und denen der Opfer-Generationen:

Auch die Kinder der Täter werden zu Trägern eines Geheimnisses, das dem Pakt des Schweigens entstammt, das sie aber ahnen und unbewußt identifikatorisch übernehmen. Aber es sind andere Geheimnisse und es ist eine ganz andere Geschichte, die hier durch Beschweigen sprachlos, aber tyrannisch in die psychische Realität der Kinder eindringt.<sup>14</sup>

<sup>12</sup> Vgl. die Erläuterungen zu den unterschiedlichen Generationenzuordnungen bei Tätern, Opfern und beider Nachkommen in: Angela Moré: Die unbewusste Weitergabe von Traumata und Schuldverstrickungen an nachfolgenden Generationen, in: Journal für Psychologie 21, 2013; online abrufbar unter: <http://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/268/310>. Die Kinder der Holocaust-Überlebenden gelten als „Zweite Generation“. Auf der Täterseite gehören die zur NS-Zeit Erwachsenen zur Ersten Generation, zur Zweiten Generation gehören die Kriegskinder. Die unmittelbar nach dem Krieg Geborenen sind eine Zwischengeneration: nicht mehr Kriegskinder, aber zumeist die Kinder der Tätergeneration. Kriegsenkel sind die Kinder der Kriegs- und Nachkriegskinder, zugleich Enkel der Täter/-innen.

<sup>13</sup> Bohleber [Anm. 11], S. 258. Außerdem: Gabriele Rosenthal: Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern, 3. Aufl. Gießen 1999; Gertrud Hardtmann: Lebensgeschichte und Identität. Die zweite Generation – Opfer und Täter, in: Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen des Nationalsozialismus bei Nachkommen von Opfern und Tätern, hg. v. Jürgen Straub, Kurt Grünberg, Tübingen 2001, S. 39–56; Moré [Anm. 12]; Udo Baer, Gabriele Frick-Baer: Wie Traumata in die nächste Generation wirken. Untersuchungen, Erfahrungen, therapeutische Hilfen, Neukirchen-Vluyn 2010.

<sup>14</sup> Bohleber [Anm. 11], S. 259.

Gerade die verschwiegensten Geschichten üben die stärksten intergenerationalen Wirkungen aus. Sie lagern sich an als „Tracht des Schweigens“<sup>15</sup>. Die Kinder respektierten die Tabus der Eltern und Großeltern, fügten sich dem Schweigen und werden so zu Komplizen der Verdrängung. „Obwohl im Schweigen an sich nichts Konkretes repräsentiert ist, wird darin dennoch etwas Abwesendes als massiv anwesend erfahren“<sup>16</sup>, das dennoch merkwürdig ungreifbar bleibt. Die Kinder werden quasi psychisch vom Schweigen der Eltern und Großeltern aufgesogen, sie erleben

verschoben die fremde Schuld als die eigene. So drang die nicht verantwortete Vergangenheit der Eltern in das Leben der Kinder ein und versperrte den psychischen Raum, in dem das Kind seine Identität frei von der entfremdenden Macht des Narzißmus der Eltern hätte entfalten können.<sup>17</sup>

### II.3. Die Dritte Generation als Autoren der Popliteratur

Die dritte Generation nach dem Holocaust fühlt sich vor allem durch ihre „68er-Lehrer“ bevormundet: „[...] die Abgrenzung gegen die Vorgängergeneration mit ihrer Moralhoheit war für uns früh eine entscheidende Lebensmaxime“<sup>18</sup>, schreibt Florian Illies, geboren 1971, in seiner Gesellschaftsanalyse „Generation Golf“ aus dem Jahr 2000. Er macht für die leidenschaftslose Haltung, die angeblich seine Generation zur Geschichte einnimmt, die Lehrer aus der 68er-Generation verantwortlich, die die Aufarbeitung der Vergangenheit noch vehement gegen ihre verstockten und uneinsichtigen Eltern durchsetzen mussten. Diese Lehrer malträtierten nun ihre Schüler „vom dritten Schuljahr an“ mit Filmen über den Nationalsozialismus und Hitlers Helfer:

Diese Filme über die Schrecken der Konzentrationslager und die verführerische Demagogie Hitlers, den Rußlandfeldzug und die Befreiung 1945 habe ich ungefähr achtzehnmal gesehen, nicht nur in Geschichte, sondern auch in Religion und im Deutschunterricht, als wir Paul Celans Todesfuge durchnahmen. Auch war die Reise zum Konzentrationslager Dachau obligatorisch, wo es angesichts des Grauens selbst den coolsten kaugummikauenden Dreikäsehoch unserer Klasse die Sprache verschlug. Wir haben also bei Geschichte immer die Schattenseite gleich mitgedacht, haben Weimar immer von besorgten Lehrern in einem Atemzug als Stadt der Dichter und Denker und als Stadt der Richter und Henker kennengelernt. Das Wissen um die Grauen des Nationalsozialismus sind mit solchem Nachdruck in das Hirn eines jedes Mitgliedes der Generation Golf implantiert worden, daß wir bis heute eher die acht Gründe aufzählen können, die zum Ende der Weimarer Republik führten, als die Zehn Gebote.

<sup>15</sup> Vgl. Paul Celans Gedicht „Unten“ aus dem Gedichtband „Sprachgitter“, in: Paul Celan: Die Gedichte. Kommentierte Gesamtausgabe in einem Band, hg. u. kommentiert v. Barbara Wiedemann, Frankfurt/Main 2003, S. 95.

<sup>16</sup> Bohleber [Anm. 11], S. 260.

<sup>17</sup> Ebd., S. 261.

<sup>18</sup> Florian Illies: Generation Golf. Eine Inspektion, Frankfurt/Main 2001 [OA 2000], S. 177.

Die Generation Golf verstand sehr gut, was Martin Walser meinte, als er von der ‚Dauerpräsentation unserer Schande‘ redete und von der Kultur des Wegschauens. Die Schauspielerin Maria Schrader sprach einmal davon, es sei die ‚Freiheit der dritten Generation, in bezug auf die Nazi-Zeit den erhobenen Zeigefinger nicht mehr zu akzeptieren‘. Zugleich sah dennoch kein Generationsangehöriger weder im ganzen Walser-Bubis-Streit noch im Kosovo-Krieg Anlaß, sich zu äußern. Auch in diesem Fall gehorchen wir unserem Lehrer Harald Schmidt: ‚Die Finger weg, das ist bei manchen Fragen die einzig richtige, professionelle Haltung.‘<sup>19</sup>

Die schulische Erziehung der 68er-Lehrer mit ihren hohen moralischen Zielen bei der deutschen Vergangenheitsbewältigung („political correctness“, Holocaustmahnmal mit vereinnahmender Opfererinnerung<sup>20</sup>) in Kombination mit dem nach wie vor hartnäckigen Familienschweigen wirkte sich bei der Dritten Generation als diffuse Schuldgefühle („War Opa ein Nazi?“ – „Und was geht mich das noch an?“) aus. Mit der Folge massiver Schuldabwehr und dem Widerstand gegen deutsche Schamdiskurse, einem Trotz gegen die moralische Überlegenheit der zweiten Generation und gegen die Vereinnahmung durch diese im deutschen Erinnerungsdiskurs.<sup>21</sup>

Im Gegenzug verschaffte die explodierende Konsumwelt der Nachkriegszeit die Möglichkeit zur Entlastung: Wenn alles falsch war, kann „das Richtige“ wenigstens gekauft, angezogen und konsumiert werden. Die richtige Marke verringert den Druck nach Anerkennung und kompensiert die Scham des Ungnügens: Sie trägt zur Selbstwertsteigerung bei. Zugleich bieten Konsumartikel die Möglichkeit für eine weitere Verdrängnis von tiefer liegenden Gefühlen. Wo ein gutes „Lenorgewissen“ ausreicht, um von der Familie geliebt zu werden (vgl. die „Lenor“-Werbung im Fernsehen der 60er Jahre), bleibt Schuld an der Oberfläche als ein beherrschbares Gefühl in Form eines „schlechten Gewissens“<sup>22</sup>. Zu „Wirtschaftswaisen“ bzw. zu „emotionalen Waisen“ wurden die der dritten Generation Zugehörigen, wenn die Eltern ihre Erwerbsarbeit potenzierten, um ihren Kindern den entlastenden Konsum zu ermöglichen und damit eine äußere Sicherheit zu bieten. Wo innere Führung durch die erstarrten Eltern nicht statt-

<sup>19</sup> Ebd., S. 174f.

<sup>20</sup> Vgl. Koelle, Deutsches Schweigen [Anm. 4].

<sup>21</sup> Vgl. die Publikationen: Harald Welzer, Sabine Moller, Karoline Tschuggnall: Opa war kein Nazi. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt/Main 2002; „War Ur-Opa ein Nazi? Und was geht mich das noch an?“ [Äußerungen der vierten Generation nach dem Holocaust], in: Zeit-Magazin Nr. 45 vom 4. 11. 2010.; Uns hat keiner gefragt. Positionen der dritten Generation zur Bedeutung des Holocaust, hg. v. Jens Fabian Pyper, Berlin, Wien 2002; Astrid Messerschmidt: Zwischen Schuldprojektion und Moralisierungsbewehr. Beobachtungen in der dritten Generation nach dem Holocaust, in: Außerschulische Bildung 1, 2005, S. 35–41.

<sup>22</sup> Florian Illies: Anleitung zum Unschuldigen. Das Übungsbuch für ein schlechtes Gewissen, Frankfurt/Main 2002 [OA 2001], S. 89; S. 104–117 [„Heute fahre ich nach Italien und schäme mich dort dafür, Deutscher zu sein“].

findet, füllt die „Konsum-Erziehung“ durch *Markenführung* diese Leere aus. Wo die Oberfläche und das naive Sicherheitsgefühl von der Dritten Generation verlassen werden, droht schmerzhaftes Identitätsarbeit oder freier Fall.

Es ist jedoch zu kurz gegriffen, zwischen der Gegenwartsliteratur, die an der kollektiven Erinnerungsarbeit teilhaben will, und der Popliteratur, die sich abkehrt von den sprachlichen Ritualen einer politisch-moralischen Verständigung, einen tiefen Graben aufzumachen. Für beide Gegenwartsliteraturen hat das „Prinzip ‚Erinnerung‘“ eine hohe Bedeutung. Nur dass die Erinnerungsliteratur zumeist die Rekonstruktion vergangener Erlebnisse und Gefühle versucht und sie in eine Gegenwart hineinmemoriert, während die Popliteratur die jeweils aktuellen Erinnerungsdiskurse und die Einstellung der Dritten Generation dazu zum Thema macht. Auch wenn, wie bei Illies, die „Generation Golf“ sich bei der Walser-Bubis-Debatte angeblich um die Teilnahme am politisch-moralischen Diskurs über die mediale Übermacht deutscher Schuldenherkunft herumdrücke, so kennt sie sich mit ihm aus, verweigert jedoch die persönliche Stellungnahme aus rein pragmatischen Gründen und nicht etwa aus Desinteresse.<sup>23</sup>

Ambitionierte Erinnerungsliteratur schafft neue Erinnerungskultur; gedenkkritische Popliteratur bildete schon früh den *Kommentar* zu Diskursen und Ritualen des Gedenkens, indem sie sich auf sie beziehend von diesen abstößt. Vom missionarischen Eifer der Kriegs- und Nachkriegsgenerationen über das rechte Gedenken und die angemessene Vermittlung der Holocaust- und Kriegs-Erinnerungen distanzieren sie sich. Und es sind die Angehörigen dieser dritten Generation, die jüngst in den neuen Familienromanen die Debatten um ein kollektives Gedächtnis spiegeln und sich – wie die Autoren der Popliteratur – autofiktional thematisieren. Selbstbewusst ziehen sie die Deutungshoheit dominanter Sprecher wie Günter Grass in Zweifel und betonen „ihren Anspruch auf die eigene, generationell begründete Verarbeitung der Geschichte“<sup>24</sup>.

<sup>23</sup> Vgl. Lothar Bluhm: Popliteratur und Erinnerung – Kritische Anmerkungen zu einer topischen Entgegensetzung, in: Das Prinzip „Erinnerung“ in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur nach 1989, hg. v. Carsten Gansel, Pawel Zimniak, Göttingen 2010, S. 47–57, hier: 51. Der Titel des Romans „Faserland“ von Christian Kracht, eines der ersten Werke der deutschsprachigen Popliteratur, beispielsweise spielt auf das Wort ‚Vaterland‘ an und ironisiert damit eine „Kategorie des erinnerungs- und gedächtniskulturellen Diskurses“ (Ebd., S. 53). Vgl. dazu: Meike Krüger: Spuren des kollektiven Gedächtnisses in „Faserland“ von Christian Kracht, Växjö/Schweden 2006; online abrufbar unter: [http://lnu.se/polopoly\\_fs/1.22460!47.pdf](http://lnu.se/polopoly_fs/1.22460!47.pdf); Christian Rink: Von Christian Kracht bis Günter Grass. Die Kritik am negativen Gedächtnis und der Wandel in der deutschen Erinnerungskultur, Vaasa/Finnland 2012; online abrufbar unter: [http://www.uva.fi/materiaali/pdf/isbn\\_978-952-476-388-2.pdf](http://www.uva.fi/materiaali/pdf/isbn_978-952-476-388-2.pdf). Die Dritte Generation meldete sich bei der Walser-Bubis-Debatte – nachträglich – zu Wort, in: Was bleibt von der Vergangenheit? Die junge Generation im Dialog über den Holocaust, hg. v. d. Stiftung für die Rechte zukünftiger Generationen, Berlin 1999.

#### II.4. Die Dritte Generation als Kinder der Kriegskinder

Die Jahre 1997–2000 – in dieser Zeit entstanden die Texte von David Wagner und Florian Illies – bereiteten den Wendepunkt im Bewusstsein der dritten Generation vor, deren Angehörige sich wenige Jahre später erstmals öffentlich dazu bekennen, „Kriegsenkel“ zu sein. Und zwar nachdem ihre Eltern als „Kriegskinder“ in das gesellschaftliche Bewusstsein traten. Bahnbrechend waren die Interviewbände der Journalistin Sabine Bode mit „Kriegskindern“ (2004) und mit „Kriegsenkeln“ (2009).<sup>25</sup>

Das Leiden der Kriegskinder (Jahrgänge ca. 1929–1945) als unschuldige Opfer des Krieges ihrer Eltern kam in dem Moment gesellschaftlich in den Blick, als in der deutschen Öffentlichkeit die starre Trennung von Opfern und Tätern zerfiel. Denn die Anerkennung deutscher Verbrechen in der NS-Zeit und ihre Bedeutung für die Identität der Deutschen – und damit einhergehend die „Fähigkeit zu trauern“ – schaffte die Voraussetzung dafür, die Leiden der deutschen Zivilbevölkerung, insbesondere der Kriegskinder, in den Blick zu nehmen und zu würdigen.

Erst als die Kriegsenkel das Leiden ihrer Kriegskinder-Eltern sahen und anerkannten, konnten sie ihre eigene psychische Verstrickung in die deutsche Vergangenheit erkennen: Es herrschte weiterhin der Krieg in deutschen Wohnzimmern. Die Kriegsenkel begriffen nun ihre eigenen Leiden (unter den Eltern), ihre Beziehungsunfähigkeit und ihre Haltlosigkeit als Reaktion auf die verdrängten oder verschwiegenen Leiden und seelischen Notfallprogramme ihrer Eltern.

#### III. Vom Leiden der Kriegskinder-Eltern zum Leiden unter ihnen. Die Umkehr der Generationenbeziehung

Das Bittere wiederfinden und beschreiben, was für eine Arbeit ist das? Meine Arbeit. Aus Rache schreiben? Störrisch unversöhnlich sein, nicht verzeihen, oder das Schreiben umwenden zu einer Art Wiedergutmachung, die man sich selbst produziert? Warum nicht den Eltern verzeihen, wie es so oft geraten wird? Es gibt Schmerzen, die nie vergehen. Die Bitterkeit ist auch eine Quelle, eine sprudelnde, heftig schießende, unversiegbare. Aus ihr schöpfen, heißt, zu schreiben. Auf sie zu horchen, auf ihre feinen Tropfen, Rinnsale, Sprühfäden, lichtbrechenden Fontänen, auf ihren Ton, der dunkler oder heller wird.

Roland E. Koch<sup>26</sup>

<sup>24</sup> Sabrina Wagner: Distanziert, nüchtern, unbefangen? Zur Konstruktion und Zuschreibung ‚generationentypischer‘ Emotionen im Diskurs um eine Erinnerungsliteratur der ‚Enkel‘. In: Familiengefühle. Generationengeschichte und NS-Erinnerung in den Medien, hg. v. Jan Süselbeck, Berlin 2014, S. 45–94, hier: S. 55.

<sup>25</sup> Sabine Bode: Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen, Stuttgart 2004; dies., Kriegsenkel. Die Erben der vergessenen Generation, Stuttgart 2009; zuletzt: dies., Nachkriegskinder. Die 50er Jahrgänge und ihre Soldatenväter, Stuttgart 2011.

<sup>26</sup> Roland E. Koch: Alleestraße, Köln 2014, S. 109.

### III.1. „Kriegsverzehnte“. Birgit Vanderbeke's Erzählung „Friedliche Zeiten“

„Friedliche Zeiten“: So heißt der Roman der 1956 in Dahme geborenen Birgit Vanderbeke, der erstmals 1996 erschien. Die Autorin war mit ihren Eltern nach Westdeutschland gekommen und ist in Frankfurt aufgewachsen. Auf dem Klappentext der Ausgabe von 2000 ist zu lesen:

Deutschland in den 60er Jahren: Es herrscht Krieg in einer kleinen Vorstadt-wohnung. Die Mutter hat immer Angst und tyrannisiert die Familie. Immer wenn der Vater abends ausgeht, will sie am liebsten sterben. Allein die Kinder bewahren einen kühlen Kopf in dem turbulenten Drunter und Drüber. Eine schnelle, mitreißende Erzählung, zum Erschrecken komisch, eine raffiniert gewobene Geschichte über Kinder, Küche und Kalten Krieg. [...] Birgit Vanderbeke sprengt die Gesellschaft der sechziger Jahre auf und legt die Trümmer frei, auf denen die Rohbauten unserer heutigen deutschen Wirklichkeit ruhen.

Aus der Kinderperspektive ist diese Erzählung geschrieben, in der zwei Schwestern mit allen Mitteln versuchen, ihre seelisch vom Krieg versehrten Eltern in Schach, das heißt, für sich funktionstüchtig zu halten, denn diese sind nur unzureichend in der Lage, ihren Kindern emotionale Sicherheit zu geben. Die Mädchen haben alle Hände voll zu tun, ihren Eltern keinen Kummer zu bereiten, lieb und angepasst zu sein, damit die Mutter nicht wieder auf die Idee kommt, sie beide mitsamt dem kleinen Bruder nachts ins Auto zu packen, um in den Tod zu fahren, und den Vater davon abzuhalten, die Familie zu verlassen. In dieser instabilen Lage werden die schutzbefohlenen Kinder zu den Betreuungspersonen ihrer Sorgeberechtigten, was im psychologischen Jargon „Parentifizierung“ heißt.

Der Krieg ist immer da und doch nicht greifbar:

Der Krieg war aber weiter unheimlich, auch wenn wir schließlich niemals auf eine Mine traten. Alle sprachen immerzu davon, aber auf eine Art, daß man es nicht verstehen konnte. Er war so etwas wie ein unheimliches Gerücht. Manchmal erzählte die Mutter vom Krieg, aber wir kriegten nichts Genaueres raus, außer daß er furchtbar gewesen war, sie eine Menge Freunde und einen Verlobten im Krieg verloren hatte und hinterher alle hungern mußten, weil es nur Rübensirup zu essen gab; und daß wir aufessen sollten, anstatt uns über die Fäden in der Grünebohnsuppe zu beschweren, damit sie nicht wieder an den Hunger und ihren toten Verlobten erinnert würde und davon traurig werden müßte. Wenn die Mutter das erzählte, sagte sie immer zum Schluß, nein, Kinder, glaubt mir, das Leben ist nicht schön.<sup>27</sup>

<sup>27</sup> Birgit Vanderbeke: *Friedliche Zeiten*. Erzählung, Frankfurt/Main 2000 [OA 1996], S. 35f. Vgl. die Kritik zur banalisierenden Verfilmung (Deutschland 2008, Drehbuch: Ruth Toma, Regie: Neele Leona Vollmar): Klaudia Wick: „Friedliche Zeiten“. Und immer hübsch angezogen, in: *Frankfurter Rundschau* vom 27.7.2010; online abrufbar unter: <http://www.fr-online.de/medien/-friedliche-zeiten-und-immer-huebsch-angezogen,1473342,4511274>. Wick findet, dass dem Film „Friedliche Zeiten“ „etwas mehr Mut zum Melodram“ gut getan hätte. „Denn so wirken die Charaktere doch allzu oft wie Barbiepuppen

Die Erzählung kommt in einem leichten Ton daher, wenn die kindliche Ich-Erzählerin von dem zwanghaften Verhalten der Mutter berichtet. Tatsächlich geht es um Schwerwiegendes: Deutschland im Nachkrieg. Der Krieg ist anwesend in Kriegsveteranen, die einen Arm oder ein Bein verloren haben und an den Türen betteln gehen. Die misstrauische Mutter lässt sogar diese Bettler in die Wohnung hinein. Den Kindern sind sie unheimlich. Statt „Kriegsverzehnte“ verstehen die Kinder „Kriegsverzehnte“<sup>28</sup> als Grund, warum die Mutter ihnen zu Essen gibt. Und der Krieg bleibt anwesend, wenn die Kinder in ehemaligen Luftschutzbunkern spielen.

Die beiden Schwestern halten eng zusammen und geben sich gegenseitig Halt in der instabilen und unberechenbaren Situation daheim. Einmal wollte die Mutter mit allen drei Kindern nachts in den Tod fahren und die Ich-Erzählerin schaffte es gerade noch, der Mutter das Steuer herumzureißen und sie damit zur Besinnung zu bringen. Das Grundvertrauen in den Schutz durch die Eltern ist erschüttert. Wenn die Mädchen abends in ihrem gemeinsamen Zimmer liegen, steigt wieder die Angst auf, „so daß wir vor Furcht irgendwann keine Luft mehr bekamen und jeder Gruselfilm dagegen harmlos war, weil es eine Furcht war, die sich immer mehr steigerte, und wir konnten nichts dagegen machen“<sup>29</sup>. Die Mädchen schnappen Gespräche der Eltern auf und machen sich ihre eigenen Gedanken über das Gehörte, das sie nicht recht begreifen können:

Manchmal sagte der Vater im Spaß, weißt du, Irene, im Grunde deines Herzens bist und bleibst du ein waschechter oller Nazi, und wir erschraken, weil wir es schon schwierig genug fanden, Ostkinder zu sein, und es wäre entsetzlich gewesen, zusätzlich auch noch Nazikinder zu sein, aber dann sagten wir uns wieder, daß man nicht beides zugleich sein kann. All dies war schwer zu verstehen, und wir lagen oft im Bett lange wach und erzählten uns immer wieder, was wir gehört und verstanden hatten, aber es war kläglich wenig, weil wir alles nur bröckchenweise erfuhren und dann zusammenzulegen versuchten, aber niemals fanden wir jemand, der es uns mal am Stück und im Ganzen erklärt hätte.<sup>30</sup>

Die Erzählung endet damit, dass die ganze Familie zusammen das Grab des im Krieg von Partisanen erschossenen Verlobten der Mutter im Ausland besucht, damit sie endlich Trost findet. Ist doch der gewaltsame Tod des einzigen Mannes, den sie geliebt hat, ihre „Lebenstrauer“<sup>31</sup>. Die Ich-Erzählerin weigert sich

im Kinderspielhaus: Sie gestalten nichts selbst, müssen aber viel aushalten und sind immer hübsch angezogen. Ihre innere Verunsicherung, ihr ungestillter Lebenshunger, ihre abgründige Einsamkeit erreichen den Zuschauer im Herzen aber nicht.“ Vgl. jetzt auch: Birgit Vanderbeke: *Ich freue mich, dass ich geboren bin*, München, Berlin 2016, ein Roman, der das Thema Nachkriegszeit aus der Sicht eines kleinen Mädchens beschreibt, aufgreift.

<sup>28</sup> Vanderbeke [Anm. 27], S. 31.

<sup>29</sup> Ebd., S. 46.

<sup>30</sup> Ebd., S. 67.

<sup>31</sup> Ebd., S. 120.

am Grab mitzuweinen: „weil ich immer denken mußte, wenn der Verlobte nun nicht erschossen worden wäre, dann gäbe es uns nicht“<sup>32</sup>.

### III.2. „Ihre Wunden schlugen unsere Wunden“:

Katharina Ohanas autobiografischer Bericht „Ich, Rabentochter“

Was wäre aus diesen Schwestern geworden, wenn es sie gegeben hätte?

Die Erzählung von Birgit Vanderbeke ist Fiktion, sie findet ihre autobiografischen Entsprechungen und Weiterführungen in der Geschichte „Ich, Rabentochter“ von Katharina Ohana, geboren 1970. Bereits im Titel des Buches wird offenbar, wie ihre Identität sich mit ihrer Position im Familienverband begründet. Katharina Ohanas Großmutter und Mutter wurden aus dem Sudetenland vertrieben. Im Zentrum der autobiografischen Erzählung steht die emotionsgeladene Beziehung zur Mutter:

Die Geschichte, die ich hier erzähle, ist meine Geschichte. Ich erzähle sie aus meiner heutigen Sicht auf mein Leben. Es ist eine ungewöhnliche Geschichte und trotzdem handelt sie von den Problemen einer ganzen Generation, der Generation der Kriegsenkel. Wir kennen den Krieg nur von Bildern und aus Erzählungen, Wir sind in einer Zeit groß geworden, in der es scheinbar nur Überfluss gab und Sicherheit und keinen Grund zur Klage. Wir wuchsen heran mit der Gnade der späten Geburt, den Medien und den wilden Partys der Achtziger und scheitern heute an unseren Beziehungen und Lebensvorstellungen. [...] Unsere Eltern, die Generation der Kriegskinder, hat die Schuld unserer Großeltern hervorgezogen unter dem Schweigen und den Sissifilmen, heraus aus dem ‚Wir wollen davon nichts mehr wissen‘ und ‚Lasst doch die alten Dinge endlich ruhen‘. Sie zeigten mit den Fingern auf diese Schuld und übersahen dabei, dass ihre eigene Kindheit von der Verdrängung überschattet war.<sup>33</sup>

Auch die Eltern der Kriegsenkel konnten sich nicht gänzlich von dem befreien, was sie geprägt hatte wie ein Erziehungsstil des Gehorsams, der Härte und Lieblosigkeit gegen Schutzbefohlene durch die eigenen Eltern:

Sie liebten uns, indem sie mit uns ihre Zwangsvorstellungen teilten und die ungeliebte Nähe. Sie demütigten uns gegen ihre alte Machtlosigkeit und aus dem Zwang ihrer unverarbeiteten Ängste. Ihre Wunden schlugen unsere Wunden und so erbten wir ihre Verzweiflung und ihre verwirrte Leidenschaft.<sup>34</sup>

Katharina Ohana ist eine „Kriegsgeschädigte der zweiten Generation“. Ihre Geschichte ist die Geschichte einer Befreiung von drückenden Familienbänden. Und es ist beziehungsreich, dass sie „Ohana“, das hawaiische Wort für „Familie“, als ihren Autorennamen wählt, wobei „Familie“ in diesem Verständnis nicht unbedingt durch Blutsverwandtschaft begründet ist, sondern durch eine freundschaftliche und liebevolle Verbundenheit: Niemand wird allein gelassen,

<sup>32</sup> Ebd., S. 140.

<sup>33</sup> Katharina Ohana: *Ich, Rabentochter*, München 2006, S. 7; S. 8.

<sup>34</sup> Ebd., S. 8f.

keiner geht verloren. Nach dem Erscheinen ihres Buches 2006 sah die Tochter ihre Mutter nie wieder. Die Mutter starb zwei Jahre später bei einem Unfall, so dass es nie mehr zu einer persönlichen Aussprache oder gar Versöhnung kam. Ihr Buch versteht Katharina Ohana nicht als „Abrechnung“ oder „Schuldzuweisung“, sondern als Analyse einer Prägung, „deren Wurzeln bis tief in den Zweiten Weltkrieg reichen“<sup>35</sup>:

Ich wollte die eigentliche Ursache des Unrechts benennen, es greifbar machen – um es durch die Aufarbeitung in meinem Leben zu stoppen, in seiner ererbten Langwierigkeit. Das Leid des Krieges hat auch nach 1945 meiner Familie schwer zugesetzt. Es hatte uns alle, meine Eltern, meine Schwestern, an Körper und Seele krank gemacht, in Süchte und Essstörungen getrieben, in Selbstzerstörung und Bindungsunfähigkeit. Ich hatte Bomben und Hunger nie selbst erlebt, trotzdem hatte die kollektive Traumatisierung dieser Zeit verheerende Wunden geschlagen, in meiner äußerlich sicheren und behüteten 1970er-Jahre-Kindheit.<sup>36</sup>

Wir sind die dritte Generation [...] nach denen, die den Krieg mitverschuldet haben, und denen, die seine ersten Opfer waren. Wir tragen nun die Staffel des Unrechts, der Lieblosigkeit und Grausamkeiten, der Selbstzweifel und Ziellosgkeit gerade mitten durch unser Leben.

Doch wir sind auch die Generation, die die Möglichkeit hat, dieses Leid und Unrecht aufzuarbeiten, die alten Wunden zu heilen.<sup>37</sup>

### III.3. „Liebe ist ein schmutziges Wort.“

Angelika Overath: „Nahe Tage. Roman in einer Nacht“

Ihr Vater hat nicht vom Krieg gesprochen, ihre Mutter nicht von der Vertreibung, aber sie haben sprachlos mit Krieg und Vertreibung gelebt. Und in dieser Sprachlosigkeit haben sie Krieg und Vertreibung verkapselt und weitergetragen, wie ein kostbares Gut von Leid. Sprechend hätten sie es aufbrechen müssen und teilen wie Brot. Aber vielleicht mußten sie es ganz für sich behalten. Die Wörter, mit denen sie es hätten teilen müssen, werden ihnen nicht gerecht haben, dachte Johanna. Ihr Leid hatte einen schmerzhaften Glanz, es war unantastbar. Es war ihr Leid und ihr Schmerz und ihre Scham. Es war ihr heimlich-offenbarer Herzensgral, vor dem dann auch das Kind am Küchentisch hockte.<sup>38</sup>

Das Zentralthema des Buches von Angelika Overath ist die symbiotische Beziehung von Johanna und ihrer Mutter, die schockartig wieder in das Bewusstsein der Protagonistin tritt, als sie zum Totenbett der Mutter gerufen wird. Als die Mutter stirbt, gerät nicht nur Johannas Welt, auch ihr eigenes Selbstverständnis

<sup>35</sup> Katharina Ohana: *Borderline*, in: *Nebelkinder. Kriegsenkel treten aus dem Traumaschatten der Geschichte*, mit einer Einführung von Sabine Bode, hg. v. Michael Schneider, Joachim Süß, Berlin 2015, S. 125–149; hier S. 127.

<sup>36</sup> Ebd.

<sup>37</sup> Ebd., S. 130f.

<sup>38</sup> Angelika Overath: *Nahe Tage. Roman in einer Nacht*, München 2010 [OA 2005], S. 86f.

vollständig aus den Fugen. „Ihr Tod war gegen ihrer beider unausgesprochene Abmachung, war gegen das ganze selbstverständliche Lebensprinzip.“<sup>39</sup>

Johanna begibt sich mit den letzten Habseligkeiten der Mutter in einem Plastiksack in deren Wohnung. Sie ist wie betäubt, setzt sich in Bewegung wie ein Automat: „Höllen müssen vertraute Orte sein. Jede Fremde wäre jetzt harmlos.“<sup>40</sup> Die Gegenstände der Wohnung atmen die Mutter noch aus, ihr Geruch haftet noch schwach an ihren getragenen Kleidungsstücken. Johanna ist in die Wohnung gekommen, um Ordnung zu schaffen, „auszumisten“, doch die im Geruch vertraute Nähe der Mutter überwältigt sie.

Johanna hatte die sterbende Mutter auf der Intensivstation begleitet, mit ihr zusammen geatmet, damit sie mehr Sauerstoff bekommt. Wie eine Hebamme, die eine Gebärende durch die Wehen begleitet. „Nun also gebar sie atmend die Mutter.“<sup>41</sup> Doch sie wird darauf aufmerksam gemacht, dass sie ihre Mutter mit allen ihren Bemühungen, wieder gesund zu werden, quält: „Mit dem gemeinsamen Atmen vergewaltigte sie sie zum Leben.“<sup>42</sup> Doch Johanna ist unfähig, die Mutter in ihr Sterben hinein loszulassen:

Pathologisch, sagte der Pfleger einmal zu ihr und sah sie an. [...] Wie alt sind Sie eigentlich? Sie werde vierzig, hatte Johanna geantwortet und dem Pfleger ins Gesicht gesehen, in seine weiten, grauen Augen. Das ist doch pathologisch, hatte er wiederholt, gehen Sie nach Hause. Johanna hatte genickt und gesagt, gleich. Und war geliebt.<sup>43</sup>

Johanna kann sich auch von der Wohnung der Mutter nicht lösen, wo sie alles an die eigene Kindheit und die enge Verbindung zur Mutter erinnert. Als „nähme sie nun einer an der Hand“<sup>44</sup>, bleibt sie da. In Johannas Kindheit war der Küchentisch der Mittelpunkt der Familienzusammenkünfte von Johanna, den Eltern und der Großmutter, an dem ihre enge Gemeinschaft sich täglich nährte und erneuerte:

Der Küchentisch war der Altar der Familie und das Wachstum seine Altardecke, auf der alle Tage zwischen Kommissbrot und Karo-Malzkaffee Opfer und Auferstehung gefeiert wurde. Hierher kam man heim aus der Welt und erneuerte morgens, mittags und abends den Bund. Hier waren vier in ihrem Namen zusammen.

Sie waren ein labiles Gleichgewicht, eine Kette abhängiger Glieder. Und als der Vater aufweinte, mitten im Frühstück, schluchzend, und als dann in dieses Weinen die Mutter hineinweinte, leiser, nasser, und über ihre Wangen lief es hinunter, daß es sogar auf das birnenförmige Holzbrettchen tropfte, und wie die Großmutter dann noch starrer wurde und reglos die Hände neben ihr Brett-

<sup>39</sup> Ebd., S. 8.

<sup>40</sup> Ebd., S. 9.

<sup>41</sup> Ebd., S. 15.

<sup>42</sup> Ebd.

<sup>43</sup> Ebd., S. 16.

<sup>44</sup> Ebd., S. 19.

chen hielt, da wußte das Kind, daß es selbst nun weiteressen mußte. Wenn es weiteraß, konnte es alles halten, die Familie und alles.<sup>45</sup>

Johanna ist ein „Königskind“, der Augenstern ihrer Mutter, und erfährt durch sie eine Liebe, die zur Last wird, weil sie von ihr einverleibt, geradezu verschlungen und nicht zuletzt funktionalisiert wird:

Das Kind wuchs auf unter der Liebesgewalt der Mutter. Und später muß es ihm fraglos selbstverständlich gewesen sein, daß die Mutter sich immer stärker festlieben mußte, je größer es selbst wurde. Das Kind war zum Haus der Mutter geworden.<sup>46</sup>

Als Heranwachsende versucht Johanna sich gegen die besitzergreifende Mutterliebe zu wehren, ohne Erfolg: „Du bist aus mir herausgekrochen, du wirst immer mein Kind bleiben“<sup>47</sup>, stellt Johannas Mutter klar. Um leben zu können, muss die Tochter nun aus der Toten hervorkriechen. Und genau dieser Vorgang ist das Schreiben des „Romans in einer Nacht“, eine letzte Selbstvergewisserung: Wer bin ich ohne sie? Der Prozess einer literarisch auf eine Nacht verkürzten Mutteraustreibung. Selbstgeburt und Abnabelung.

Die usurpatorische und bedürftige Mutter hat Johanna die Kindheit genommen. Johanna spürt diese Entfremdung von sich selbst als Makel und Fremdheit anderen gegenüber: „Andere haben eine Kindheit. Sie nicht. Ja und? Das war ihr Geheimnis.“<sup>48</sup>

Warum ist die Mutter so? Erst im siebten Kapitel erfährt der Leser: Sie ist eine Vertriebene, es gibt ein „Zuhause“, das sie verlassen musste:

Zuhause war da, wo das Flüßchen Zwittau die Dörfer Böhmisches Wiesen und Böhmisches Mähren trennt. Die Mutter war in Böhmisches Wiesen geboren. [...] Mit der Großmutter und der Mutter war das Sudetenland an den Rhein gekommen. Denn Länder können reisen. Sie reisen als Gerüche, als Bilder, als Geschichten. Sie reisen mit Reliquien und Rezepten. Sie sind da, wo in ihnen gelebt wird. [...]

Sie waren eine kleine, tapfere Familie: Vater, Mutter, Kind und Großmutter. Sie waren eine Familie, der es schlechtging, und sie war das Kind in der Familie, das es gut hatte. Im Grunde war sie, dachte Johanna, das Kind für das Glück. Weil sie da war, waren sie eine richtige Familie, weil sie fröhlich war, waren sie eine gute Familie. Auch wenn es ihnen schlechtging. Ihre Eltern hatten alles richtig gemacht, wenn sie gelang. Natürlich gelang sie, auch wenn sie seltsam wenig galt. Sie hatte keinen Krieg erlebt, sie wußte nicht, was Hunger ist. Sie hatte keine Ahnung von Zuhause. Sie hatte es nichtswürdig gut. [...] Sie aß auf, weil die Eltern gehungert hatten, geradeso, als könnte sie im nachhinein noch deren Hunger verschlingen.<sup>49</sup>

<sup>45</sup> Ebd., S. 23f.

<sup>46</sup> Ebd., S. 34.

<sup>47</sup> Ebd., S. 35.

<sup>48</sup> Ebd., S. 39.

<sup>49</sup> Ebd., S. 78; S. 80; S. 43.

Johannas Kleinfamilie führt ein einsames Leben ohne Freunde und Gäste, abgesehen von Verwandten „von Zuhause“. „Und über dem Auspacken und Essen rutschten sie in ein Früher, das nun wiederauferstand vor der Kulisse von Spitzengardinen und auf Mitte geknickten Sofakissen.“<sup>50</sup>

Die Eltern, insbesondere die Mutter, blieben Entwurzelte; Johanna macht dies an der Einrichtung der Wohnung fest: klobige Möbel, die Lebensraum verstellen, aber Halt geben. Nur keinen Garten pflegen, höchstens ein Grab und sonst Zimmerpflanzen, denn mit „Blumentöpfen läßt es sich gut umziehen. Sie sind der ideale ambulante Heimatboden.“<sup>51</sup>

Johanna will nicht nur in der Wohnung aufräumen, sondern sich auch von der geerbten elterlichen Lebenslast befreien: „All ihre Arbeit, ihren Glauben, ihre Liebe, ihre Hoffnung werde ich entsorgen. Ich werde das aushalten. Aber ich werde nicht ihr Leben weitertragen, das ihnen selbst zu schwer geworden ist.“<sup>52</sup>

Die verlorene Heimat: Alles ist unwiederbringlich, so wie das blaue Glasschälchen, das Johanna aus der Hand fällt und auf dem Küchenboden zerbricht. Die Zeit scheint stillzustehen, bis die Mutter offensichtlich tief erschüttert sagt:

Das kannst du nie wiedergutmachen [...], das war noch von Zuhause. [...] So war die gemütliche, feierlich sauber geputzte Wohnung auch ein Minenfeld gewesen voller geheimer Zeitbomben aus Damals und Zuhause. / Vielleicht ist Heimat ein Ort, wo etwas kaputtgehen darf, dachte Johanna. Wo man etwas ausprobieren kann, wo nicht alles schon zählt für die Ewigkeit, weil die Gegenwart nicht zählt und Zukunft nur noch heißt, das Verlorene zu retten.<sup>53</sup>

Die wirklich schmerzhaften Ereignisse können nicht erzählt werden. Etwas zerbricht im Inneren und macht die Sprache nicht mehr zuhänden.

Individuation erfährt in diesem intensiven Familienkräftefeld eine starke Blockierung. Johanna selbst kann derartige Familienbeziehungen wahrscheinlich nicht mehr fortzeugen: Sie ist über das gebärfähige Alter fast hinaus. Die verweigerte oder unmögliche Mutterschaft verewigt ihren eigenen Kindstatus und bricht mit der narzisstischen Möglichkeit, an eigenen Nachkommen glücklich zu werden. „Liebe“, wie Johanna sie erfährt, ist ein „schmutziges Wort“<sup>54</sup>, weil es das Objekt der Liebe klein und gebrauchsfähig hält. Emanzipation und Autonomie werden unmöglich. Johanna nennt es „sanfte Verbrechen“<sup>55</sup>, sie rückt es in die Nähe von Inszest.<sup>56</sup> Die Gefährdung des Kindes wurde von außen befürchtet, tatsächlich wurde ihm psychische Gewalt von den bedürftig liebenden Eltern angetan. Overaths „Roman in einer Nacht“ zeigt, wie die Kindheit ihrer

<sup>50</sup> Ebd., S. 52.

<sup>51</sup> Ebd., S. 56.

<sup>52</sup> Ebd., S. 86.

<sup>53</sup> Ebd., S. 127f.

<sup>54</sup> Ebd., S. 20.

<sup>55</sup> Ebd., S. 40.

<sup>56</sup> Vgl. ebd., S. 129ff.

Protagonistin durch Verlust- und Gewalterlebnisse ihrer Eltern aus dem Krieg extrem belastet wurde. Johanna bleibt die Leibeigene ihrer Eltern, insbesondere der Mutter und ihrer Heimatverlust- und Kriegs-Erinnerungen. Es sind Opfer-Narrative; Perspektiven auf andere Opfer, auf eigene Verantwortung und Täterhaftigkeit kommen nicht vor.

Die Post-Traumata der Kriegskinder-Eltern haben sich im ganz normalen Alltag als neue Traumata auf die Kinder übertragen.<sup>57</sup> Erklärtes Ziel der Eltern war, die Kinder vor neuen Gefahren zu schützen, aber der Verstörer und Zerstörer ihrer Kinder saß schon im eigenen Haus, in der tief verletzten Eltern-Seele. Die Eltern wollen der Kinder Bestes – wenn auch trivial in der doppelten Wortbedeutung. Die Eltern erbeuten das Beste ihrer Kinder: bedingungslose Liebe, Halt, Glück, Rücksichtnahme, Schonung, ihre Anerkennung als Opfer und der erlittenen Vergangenheit als Schicksal. Die Eltern wollen das Beste für ihre Kinder: Sie überfordern ihre Kinder mit überzogenen Erwartungen an ihre persönlichen und schulischen Leistungen. Ihnen soll gelingen, was den Eltern durch Krieg und Verfolgung verwehrt wurde. Die überbordende Aufmerksamkeit auf diese Königskinder verschafft den Eltern Lebenssinn und Zukunft, den Kindern wird sie zur Last und sie bleiben in einer fürsorglichen Permanenzkindschaft an ihre liebebedürftigen Eltern bis zu deren Tod gebunden. Das als Katastrophe erfahrene Sterben der alten Eltern befreit erst zur Identitätsfrage der Kinder: Wer bin ich, der ich ohne dich meine Funktion verloren habe? Wie kann nach diesen Prägungen eine eigene Identität errungen werden, in der die eingesenkte Erinnerung der Eltern stirbt oder wenigstens nicht mehr lebenshemmend und zerstörerisch wirkt? Und es entsteht die paradoxe Situation, dass erst mit ihrem Tod – und damit mit dem Ende von emotionaler Ausbeutung und Kontrolle – eine Begegnung mit den Eltern auf Augenhöhe und in innerer Freiheit möglich wird.<sup>58</sup>

<sup>57</sup> Vgl. zum psychosozialen Hintergrund: Gesa Koch-Wagner: Gefühlserbschaften aus Kriegs- und Nazizeit. Mutter-Tochter-Beziehungen unter dem Einfluss von Kriegstraumen und nationalsozialistischen Ideologiefragmenten, Aachen 2001; Inge Schubert: Die schwierige Loslösung von Eltern und Kindern. Brüche und Bindung zwischen den Generationen seit dem Krieg, Frankfurt/Main, New York 2005.

<sup>58</sup> Vgl. den autobiografischen Bericht der jüdischen Psychoanalytikerin Lydia Flem: „Mit meinen Eltern verlor ich zugleich die lähmende, schrecklich beängstigende Identifikation mit ihnen. Indem sie mich verließen, befreiten sie mich von ihrem stummen Bann. Sie waren tot. Endlich konnte ich ihnen begegnen“ (Lydia Flem: Wie ich das Haus meiner Eltern leer räumte, München 2004 [OA 2004], S. 77).

#### IV. Das Schweigen über Schuld und Trauma brechen: An-Eignung der Familiengeschichte durch die Enkel

##### IV.1. „Transformationsarbeit“: Tanja Dückers, „Himmelskörper“

Leidensdruck mobilisiert die Dritte Generation zur Selbstreflexion; ihre Mitglieder lernen, sich als kompetente Zeugen des Nachkriegs zu begreifen. Sie erlangen ein Bewusstsein über die in ihnen wohnenden Kräfte, früh erworben, um dysfunktionale Elternhäuser zu stützen. Die „Dritten“ sind nun die Generation, die gegenwärtig die Verantwortung für die Zukunft der Erinnerung trägt.

Der neue, selbstbewusste Umgang mit der Vergangenheit der Herkunftsfamilie manifestiert sich in den Generationenromanen der Dritten Generation, wie in den Büchern von Tanja Dückers, John von Düffel, Arno Geiger oder Moritz Rinke, in denen die Protagonisten die Keller und Speicher ihrer Großeltern aufräumen oder anderswo Versunkenes finden und damit Familiengeheimnissen auf die Spur kommen.<sup>59</sup> Was nie erzählt wurde oder wo Erinnerungen schweigen, weil die Zeugen inzwischen tot sind, überliefern die aufgefundenen Dokumente, Fotos, Briefe und Tagebuchnotate gleich „Zeitkapseln“ die NS-Vergangenheit der Familie:

Paul und ich hatten viel herausgefunden über unsere Mutter und ihre Eltern in den letzten Wochen vor und während der Wohnungsauflösung, staunend hatten wir Kisten und Kästen geöffnet, Briefe gelesen, Postkarten und Fotos betrachtet, und doch schien alles erst der Anfang zu sein. [...] Paul und ich knieten vor Bergen von Dingen, die wir nie gesehen hatten, die nie erwähnt worden waren, die uns als einzige Spur geblieben waren [...].<sup>60</sup>

Im Roman „Himmelskörper“ aus dem Jahr 2003 der 1968 geborenen Autorin Tanja Dückers erzählt Freia, Meteorologin und werdende Mutter, die Ehe-Geschichte ihrer Eltern Renate und Peter, die Flucht-Geschichte der Eltern ihrer Mutter, genannt Jo und Mäxchen, die zusammen mit Renate um ein Haar mit dem Flakschiff „Wilhelm Gustloff“ aus Gotenhafen vor der Roten Armee geflohen wären, und nicht zuletzt die Adoleszenz-Geschichte von sich und ihrem künstlerisch talentierten Zwillingbruder Paul.

<sup>59</sup> Tanja Dückers: *Himmelskörper*, Berlin 2003; John von Düffel: *Houwelandt*, 3. Aufl., München 2006 [OA 2004]; Arno Geiger: *Es geht uns gut*, 3. Aufl., München 2007 [OA 2005]; Moritz Rinke: *Der Mann, der durch das Jahrhundert fiel*, Köln 2010.

<sup>60</sup> Dückers [Anm. 59], S. 55f. Vgl. außerdem: Birte Giesler: *Krieg und Nationalsozialismus als Familientabu in Tanja Dückers' Generationenroman „Himmelskörper“*, in: *Imaginäre Welten im Widerstand, Krieg und Geschichte in der deutschsprachigen Literatur seit 1900*, hg. v. Lars Koch, Marianne Vogel, Würzburg 2007, S. 286–303; Britta Gries: *Die Grass-Debatte. Die NS-Vergangenheit in der Wahrnehmung von drei Generationen*, Marburg 2008; Alois Höfer: *„Himmelskörper“ und andere „Unschärfe Bilder“*. Romane zur Thematik der deutschen Kriegsgesellschaft im Gefolge der Novelle „Im Krebsgang“ von Günter Grass, in: *Literatur für Leser* 28, 2005, S. 147–163.

Als beide Großeltern gestorben sind, kommt es zur Wohnungsauflösung. Der erste Versuch der Zwillinge, sich zu den Erinnerungsstücken der Großeltern aus der NS-Zeit zu verhalten, wird unternommen als eine „Transformationsarbeit“: Freia geht den Funden auf den Grund, indem sie in Geschichtsbüchern oder Lexika nachschlägt, danach Paul von den Ergebnissen ihrer Nachforschungen erzählt und dieser daraus Bilder gestaltet:

Hatte er seine Zeichnungen oder sein Gemälde beendet, warf ich die entsprechenden Gegenstände weg, oft mit einem Gefühl der Befreiung. Solange Paul aber noch nicht fertig war, beschäftigten diese Fundstücke mich so, daß ich mich nicht von ihnen trennen konnte.

Daß Renate Einwände gegen unsere ‚Transformationsarbeit‘ und das anschließende Entsorgen hätte, stand fest, scherte uns aber wenig.<sup>61</sup>

Renate weinte nicht und blieb eigenartig ungerührt, sogar als aus einem Erinnerungsbuch über Flüchtlinge aus West- und Ostpreußen ein Foto von Jo als junges Mädchen mit einem Blumenkranz im Haar wie ein unverhoffter Liebesbrief aus der Feldpost fiel.<sup>62</sup>

Die Miene meiner Mutter veränderte sich auch nicht, als ich zu meiner Überraschung ein mit goldenem Geschenkpapier beklebtes Kästchen aus einer ansonsten mit verstaubten Plastikblumengirlanden vollgestopften Tüte zog. Ich hielt einen Moment inne, wog das Kästchen in den Händen, bevor ich es öffnete. Was mochte darin wohl sein? Liebesbriefe? Oder nur steinharte Pralinen? In dem Kästchen lagen sieben verschiedene Postkarten vom ‚Führer‘, drei ausgeschnittene Bilder der Fliegerin Hanna Reitsch, ein ovales Katzenauge fürs Fahrrad mit einem eingravierten Hakenkreuz und mehrere in der Handschrift meiner Großmutter verfaßte Vorschriften für eine Gratulation an Göring zur Geburt seines ersten und einzigen Kindes. [...] Ferner lag in dem Kästchen ein in eine Landkarte eingeschlagenes Buch. Beim Auswickeln bemerkte ich, daß auf der Karte, die Mittel- und Osteuropa darstellte, der Frontlinienverlauf in Rot mit Datumsangabe in Schwarz markiert worden war. Das Buch war ‚Mein Kampf‘. Einen Moment hielt ich es fassungslos in den Händen.<sup>63</sup>

Die Enkelin Freia kann sich nicht mehr der Erkenntnis entziehen, dass ihre Großeltern überzeugte Nazis gewesen waren. Es fällt ihr schwer, dies zusammen mit den zwei hinfälligen Gestalten, als die sie Jo und Mäxchen in den letzten Jahren erlebt hatte. Und doch fallen ihr im Nachhinein Begebenheiten ein, die beiläufig und alltäglich die Gesinnung ihrer Großeltern offenbart hatten.

Es finden sich weitere Kästchen mit selbstgeschossenen Fotos von einem ‚Führerbesuch‘ in München, der Biografie über Görings erste schwedische Frau Carin, das Buch „Nordische Schönheit“ und die zerfallende Schrift des völkischen Lebensreformers Emil Peters über „Menschenkenntnis und Charakterkunde.

<sup>61</sup> Dückers [Anm. 59], S. 56.

<sup>62</sup> Ebd., S. 257.

<sup>63</sup> Ebd., S. 262.

Zur Erkennung und Beurteilung der Kopf- und Gesichts-Formen“, in 15. Auflage 1922 im „Volkskraft-Verlag“ erschienen.

Freia ist bewegt und verwirrt. Doch über die Fundstücke ihrer Familie kommt kein Gespräch mit der Mutter zustande. Nichts in deren Reaktion lässt eine Gemütsbewegung erkennen. Und die Tochter Freia verlängert das Familienschweigen über die Nazivergangenheit der Großeltern hinaus. Als könnte „die Stille beredter sein [...] als Worte“<sup>64</sup>.

Auch die spielerisch anmutende „Transformationsarbeit“ der Zwillinge gestaltet sich schwieriger als gedacht. Freia und Paul geraten in Konflikt miteinander, wie die NS-Fundstücke ihrer Familie überdauern sollen. Hatte Freia den Wunsch, die ‚schwerverdauliche‘ Ansammlung in „etwas Leichtes, Klares, Transparentes“ zu verwandeln, nahm die Kunst, die Paul daraus schuf, noch mehr Platz ein und baute neue Verrätselungen auf. Wenn Freia etwas wegwerfen wollte, bewahrte der Bruder es auf für eine Collage. Auf Freias Unmut reagiert der Bruder ungehalten: Sie könne nicht immer die Regeln bestimmen! Auch nicht die, der rechten Erinnerung. Sie wolle nur nicht, dass er den Familienvergangenheitsmüll einfach nur reproduziere, entgegnet Freia.

Auch die Mutter hat die Sammelwut erfasst: Sie hängt Freias in der Kindheit abgeschnittene Zöpfe im Schlafzimmer auf, flicht sie immer wieder neu. Und bewahrt auch das Gebiss von Jo, um sich an deren Lächeln zu erinnern. Freia findet beides unheimlich und abstoßend.

Das geheime Zentrum des Romans ist Renate, mit der die Tochter nur seltene Momente überraschender Nähe im Gespräch erlebt. „Himmelskörper“ bewahrt die Erinnerung an die stille, oft rätselhaft abwesende Mutter. Von ihrem selbstgewählten Ende her wird sie als die Geschichte einer schmerzvoll erlebten Schuld erfahrbar: Die damals fünfjährige Renate hatte den Ausschlag gegeben, dass ihre – Führer-treue – Familie und nicht eine andere, die weniger oft die Hand zum Hitlergruß erhoben hätte, die letzten Plätze auf dem Minensuchboot ergatterte – und nicht auf der überfüllten „Wilhelm Gustloff“. So bestiegen diese anderen das ehemalige Kreuzfahrtschiff der Nazis, das am 30. Januar 1945 von einem sowjetischen U-Boot torpediert wurde und versank. Mehr als 9000 Flüchtlinge ertranken in den eisigen Fluten der Ostsee.

Die Mutter, so erinnert sich Freia, war immer wieder plötzlich zu ihrem Lieblingscousin Kazimierz nach Warschau abgetaucht, dem einzigen Menschen, dem sie wirklich vertraute und der die Geschichte ihrer Schuld kannte. Und der sich schließlich in der Weichsel selbst den Tod gab.

Als Mutter und Tochter an der Hafenanlage von Gdynia, so der polnische Name für Gotenhafen, stehen, wo die „Gustloff“ und das Minensuchboot abgelegt hatten, fragt Freia, warum Kazimierz sich umgebracht habe. Weil er sein

<sup>64</sup> Ebd., S. 265.

Leben lang depressiv gewesen sei, weil es vielleicht reiche, erlebt zu haben, was er erlebte, im zerbombten, entvölkerten Warschau aufzuwachsen und die eigenen Eltern gleich in den ersten Jahren nach dem Krieg verloren zu haben, gibt die Mutter zur Antwort.

Wie oft hatte Renate still am Fenster gestanden und hinaus geschaut. Wie viele Male, fragt sich später die Tochter, ist wohl „dieses leuchtende Schiff für sie im dunklen Meer des blickdichten Waldes untergegangen, wie viele Male hatte sich das harmlose Vogelzwitzchern vor unserer Tür in eine Klangwooge aus schreienden Stimmen verwandelt?“<sup>65</sup>

Als Renate aus dem Leben geht, „am kürzesten Tag des Jahres“<sup>66</sup>, hat sie alles, was sie besaß, ausgeräumt, die Erinnerungsstücke ihrer Kinder, die Zöpfe ihrer Tochter auf den Müll geworfen. Und ihre letzte Tat sollte für ihre Familie „alles wie ein schwarzes Loch aufsaugen und auf einen einzigen vibrierenden Punkt des Schmerzes konzentrieren“<sup>67</sup>.

Zwei Jahre später finden die Geschwister wieder zusammen. Das letzte Kapitel des Romans spielt in Pauls Künstleratelier in Paris. Schon greift er wieder in bewährter Manier zum Pinsel und beginnt ein Bild zu malen, während Freia ihm von Renates Kindheit in Gotenhafen erzählt. Doch überraschend zerstört er das Gemalte: „So machen wir es nicht mehr ...“<sup>68</sup> Diesmal ist es Paul, der Freia sagt, wo es langgeht im Prozess der Erinnerung:

Ich bin so weit fortgegangen von zu Hause, und Renate lebt nicht mehr. Und trotzdem: An all das, was passiert ist, denke ich täglich – eine Endlosschleife in meinem Kopf. Alles, was ich male, steht unter diesem Bann oder Fluch. [...] Freia, immerfort, jeden Tag, wie [...] so eine Art ‚kosmische Hintergrundstrahlung‘. Etwas, das immer da ist. [...] worauf ich nicht warten will, ist, daß dieses Rauschen, diese seltsame Hintergrundstrahlung in meinem Kopf einmal von selbst aufhört. Vermutlich erst, wenn ich sterbe ...! Ich muß etwas dagegen tun, Freia. Ich möchte hier in Frieden leben [...], und deshalb müssen wir dieses Buch schreiben, Freia. [...] ‚Himmelskörper‘.<sup>69</sup>

Das letzte Kapitel des Romans „Himmelskörper“ zeigt, dass die schmerz- und schuldhaftige Vergangenheit nicht entsorgt werden kann wie ein vollgestellter Speicher oder Keller. Der Roman zeigt den zukünftigen Weg der Enkel von einem selbstzerstörerischen zu einem schöpferischen und zugleich selbsttherapeutischen Umgang mit der Familiengeschichte in Auseinandersetzung mit der eigenen Identität. Denn er plädiert dafür, dass nicht nur die Erinnerung der ersten und zweiten Generation an die NS-Zeit, sondern auch die Erfahrungen der Enkel mit solchen Erinnerungen und ihren Nachwirkungen auf Großeltern und

<sup>65</sup> Ebd., S. 312.

<sup>66</sup> Ebd., S. 273.

<sup>67</sup> Ebd.

<sup>68</sup> Ebd., S. 315.

<sup>69</sup> Ebd., S. 317f.

Eltern zur Sprache kommen, *transformiert* werden müssen. Und dass es neue Lasten gibt und den Kriegsenkeln neue Wunden geschlagen wurden im Verhältnis zu den Eltern, die *Kriegs*-Kinder sind, die Kinder von *Tätern* waren.

#### IV.2. „Ein Familienausflug nach Auschwitz.“ Philip Meinhold: „Erben der Erinnerung“

Wo das Gespräch gelingt, wird die Familienerinnerung zu einem lebendigen Gedenken zwischen den Generationen, wie in Philip Meinholds Bericht „Erben der Erinnerung“<sup>70</sup> über eine gemeinsame Reise seiner Familie zum Konzentrationslager Auschwitz auf Wunsch der Mutter, erschienen 2015.

Der 1971 geborene Autor und Journalist Philip Meinhold beschließt, der geplanten Unternehmung einen professionellen Rahmen zu geben. Er sucht einen Hörfunk-Sender, in dem er über die Erinnerungsreise berichten kann, in der Erwartung, dass die Familienmitglieder durch eine Interviewsituation kommunikativer und intensiver auf die Reiseeindrücke reagieren werden und dadurch eine andere Unmittelbarkeit entsteht. Meinhold übernimmt bewusst die Rolle des Chef-Moderators im Gespräch seiner Familie. Er initiiert, begleitet und kommentiert es. Und hofft, in der Rolle des involvierten Beobachters in eine emotionale Distanz zur Familiendynamik zu geraten, die ihm eine reflektierende Haltung möglich macht. Der *reflexive Modus* entspricht der nüchternen Rolle der Dritten Generation, der sie dazu prädestiniert, Moderatorin des Familiengedächtnisses zu werden. Der Autor fungiert zudem als *Familienhistoriker*, der in seinem Bericht „Erben der Erinnerung“ nicht nur von seinen Reisevorbereitungen und vom Familienbesuch in den Lagern Auschwitz I und Birkenau berichtet wird, sondern im Vorfeld auch das Leben seiner jüdischen Familienlinie dokumentieren und seine Kindheitserlebnisse mit den ihre Deportation überlebenden Verwandten festhalten wird. Er ist der gut informierte, *reflektierte Zeuge*<sup>71</sup>, der sich zur intellektuellen Vorbereitung die Lagerberichte – und inzwischen kanonisch zu nennende Holocaustliteratur – von Tadeusz Borowski, Primo Levi, Imre Kertész und Ruth Klüger zu eigen macht, und sich Filme wie „Shoah“ von Claude Lanzmann und Steven Spielbergs „Schindlers Liste“ anschaut. Und der in seinen Bericht auch seine kritische Auseinandersetzung mit deutscher Vergangenheitsbewältigungskultur einfließen lässt.

Meinhold lässt die Leser teilhaben an seiner Identitätsarbeit innerhalb dieses Geschehens, indem er sich nicht hinter einer Fiktion versteckt, sondern seine Rolle innerhalb der Familie offen reflektiert und die Rollen und Standpunkte

<sup>70</sup> Philip Meinhold: Erben der Erinnerung. Ein Familien-Ausflug nach Auschwitz, Berlin 2015.

<sup>71</sup> Vgl. zum Unterschied zwischen „zweiter“ und „reflektierter Zeugenschaft“: Lydia Koelle: „Verjuden“. Paul Celans Konzeption und Anspruch Zweiter Zeugenschaft, in: Celan und der Holocaust. Neue Beiträge zur Forschung, hg. v. Ruven Karr, Hannover 2015, S. 55–87, hier: S. 75–82.

der Mutter, der acht und neun Jahre älteren Geschwister und seiner Neffen und Nichten aus der vierten Generation vor der Reise analysiert. Und er fragt:

Wie können wir angemessen an den Holocaust erinnern? Wie verändert sich die Art des Gedenkens mit dem Wechsel der Generationen? Kann es ein ‚richtiges‘ Gedenken überhaupt geben? Und ist genau genommen nicht auch dieses Buch eine Art Auschwitz-Selfie? Mein Versuch, mich mit der Geschichte auf ein Bild zu bekommen, der Wunsch, dieses Bild zu teilen?<sup>72</sup>

Am autobiografischen Bericht „Erben der Erinnerung“ von Philip Meinhold ist ablesbar, was es heißt, Erben der Erinnerung im 21. Jahrhundert zu sein. Er ist zunächst eine *Bestandsaufnahme*: Was ist über die jüdischen und nicht-jüdischen Familienmitglieder und ihrem Schicksal in der NS-Zeit zu sagen? Was sind eigene Ausgangsbedingungen (historische und literarische Zeitzeugenschaft und mediale Erinnerungskultur)? Wie stehen die einzelnen Familienmitglieder aktuell zur Vergangenheitsaufarbeitung, was wissen sie von ihrer Familie und wie empfinden und reflektieren sie ihr Deutschsein?

Zum zweiten ist „Erben der Erinnerung“ die *Schilderung der gemeinsamen Auschwitz-Reise*, die konkreten Erlebnisse vor Ort, die sehr unterschiedlichen Reaktionen der Familienmitglieder auf das Erlebte und das Familiengespräch darüber als Interaktion und Konfrontation.

Der Bericht ist schließlich eine Art *Evaluation* dieses ungewöhnlichen Unternehmens: Was bewirkt das Erlebte beim Einzelnen, verändert es das Verhältnis der Familienangehörigen zueinander? Das Ergebnis der Reise beschreibt Meinhold als das einer Befreiung und Klärung, auch der Grenzkklärung der Unterschiede und persönlichen Lösungswege, wie in der Familie damit umgegangen wird, „Opfer“- und „Täter-Anteile“ in sich zu vereinen.<sup>73</sup>

Ein wichtiger Aspekt der Familienanalyse ist das jeweilige Verhältnis der Geschwister Meinhold zu den Eltern: aufmüpfig und eigenständig Bruder und Schwester – sie sind die „Älteren“ in der Generation der Kriegsenkel – oder wie der jüngste Bruder Philip aus der angepassteren „Generation Golf“? Wichtig ist auch sein enges Verhältnis zur spät emanzipierten Mutter Inge: Philip Meinhold ist nicht nur Sohn, sondern auch ihr „Erinnerungsassistent“. Er steht der Mutter am nächsten, weil er am längsten mit ihr zusammen gelebt hat und aus dieser Nähe heraus ihren Zugang zur Erinnerung – so wie den Reise-Wunsch – aufgreift und begleitet. Er bringt sie zum Sprechen über ihre Kriegskindheit. Das Zentrum des Buches ist zwar der „Familien-Ausflug nach Auschwitz“, so

<sup>72</sup> Meinhold [Anm. 70], S. 189.

<sup>73</sup> Inge Meinhold hatte eine jüdische Großmutter, die nach Theresienstadt deportiert wurde; ebenso wurde der Onkel mit seiner jüdischen Frau nach Theresienstadt deportiert und später nach Auschwitz. Alle drei Familienmitglieder haben überlebt. Zu Philip Meinholds väterlichen Linie vgl. ebd., S. 67–77.

der Untertitel, aber er ist nicht „das Eigentliche“. Das Eigentliche ist die Dokumentation der mütterlichen und väterlichen Familiengeschichte und die Auseinandersetzung damit in den Drei-Generationen-Gesprächen von Mutter Inge, ihren Kindern und Enkeln.

„Erben der Erinnerung“ zeigt die Interaktion von familienbiografischer und medialer Erinnerung der NS-Zeit und damit ihre Wechselwirkung im Aufbau des kollektiven Gedächtnisses der deutschen Nation. Der Bericht „Erben der Erinnerung“ macht offenbar, dass die lebendige, im besten Fall *intergenerationale* Auseinandersetzung der Königsweg zu einer von Tabus aus Schuld und Scham befreiten Zukunft ist. Denn sie lässt einen neuen Zusammenhalt zwischen den Generationen entstehen, eine Wurzelbildung nach unten in die Untiefen deutscher Geschichte, die in der Gegenwart jedoch Halt gibt und neue Lebensmöglichkeiten eröffnet, wo vormals ein schwarzes Loch, Lebensunsicherheit, innere Blockaden und Unfreiheit herrschten.

#### V. Gefühl gegen Geschichte? Der Familienroman als Brücke zwischen „emotionalem“ und nationalem Gedächtnis

Es gilt nicht nur, dass wir sind, was wir über uns erzählen können, sondern auch, dass wir sind, was wir an unbelichteten Erinnerungsbildern in uns tragen. *Aleida Assmann*<sup>74</sup>

Während im kulturellen Gedächtnis in Deutschland der Holocaust und die nationalsozialistischen Verbrechen im Zentrum stehen, kreist das private Erinnern der Familien oft um das Leiden der Angehörigen in Kriegszeiten. Die Geschichten von Bombennächten, Flucht und Vertreibung finden in den Familiengesprächen Anteil nehmende Zuhörer. Von den eigenen Untaten wird nicht erzählt. Was das private Erinnern liefert, sind Bilder und Emotionen, keine politischen oder gesellschaftlichen Analysen der damaligen Zeit. So klafft eine emotionale Lücke zwischen der fernen Vergangenheit deutscher Täterschaft und der Familienerzählung aus deutscher Helden- oder Opferperspektive. Es findet sogar eine Art „Wechselrahmung“ statt, wenn die Nazi-Großeltern in ihren Erzählungen oder in der Erinnerung der Enkel an diese Erzählungen zu Widerstandshelden mutieren.<sup>75</sup>

<sup>74</sup> Assmann, Aleida: Unbewältigte Erbschaften. Fakten und Fiktionen im zeitgenössischen Familienroman, in: *Generationen: Erfahrung – Erzählung – Identität*, hg. v. Andreas Kraft, Mark Weißhaupt, Konstanz 2009, S. 57.

<sup>75</sup> Vgl. Welzer, Moller, Tschuggnall [Anm. 20], S. 81–104.

In seinem Beitrag „Tausche Geschichte gegen Gefühl“<sup>76</sup> merkte Ulrich Raulff 2003 kritisch an, dass der historische Diskurs über den Nationalsozialismus „von Emotionen überschwemmt wird“, insbesondere durch populärwissenschaftliche Bücher, die einem deutschen Opfer-Narrativ Vorschub leisten. Bei dieser Form der Vermittlung gehe es nicht mehr um Information oder Aufklärung, sondern im Vordergrund stehe die Emotionalisierung der Rezipienten<sup>77</sup>: Betroffenheit und Beklemmung sollen erreicht werden. Diese „Gefühligkeit“ in der Geschichtsvermittlung wird zum Problem, wenn sie die historische Perspektive auf Verbrechen und Mitläuferschaft der Großeltern und möglicherweise auch Eltern in diffuser Verständnisbereitschaft durch die Enkel auflöst, die sich mit den „unscharfen Bildern“<sup>78</sup> aus der Vergangenheit begnügen. Wo die „Zeitkapsel“ nur noch zu interpretierende Überbleibsel der NS-Vergangenheit der Familie enthält, können (Auto-)Fiktionen – auch die der Familienromane – auf bequeme Weise entlastend wirken. So zeigt sich auch hier, wie die offizielle Erinnerung an das Grauen der NS-Zeit und die privaten Familienerzählungen auseinanderklaffen und unverbunden nebeneinander stehen.

Sind „Geschichte“ und „Gefühl“ tatsächlich in einem Konkurrenzverhältnis zueinander? Oder ist es nicht vielmehr so, dass beide Aspekte – verschieden, doch gleichrangig – im kollektiven Gedächtnis der Deutschen beheimatet sein müssen, um die Zukunft der Erinnerung möglich zu machen und immer wieder neu gesellschaftlich zu etablieren? Und kommt damit nicht der „Geschichtsschreibung in der ersten Person“<sup>79</sup> eine besondere Funktion zu? Der oft zitierte Satz „Der Holocaust ist in Deutschland Familiensache“ von Raul Hilberg<sup>80</sup> findet seine Entsprechung in Ulrich Raulffs Statement: „Nazideutschland kehrt wieder als Familienroman und Autoanalyse“<sup>81</sup>. *Weil* der Holocaust in Deutschland Familiensache ist, braucht es eine Reflexions- und Darstellungsform, die

<sup>76</sup> Ulrich Raulff: 1945. Ein Jahr kehrt zurück: Tausche Geschichte gegen Gefühl, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 30. 10. 2003. Ähnlich argumentieren Welzer und Frei in der „Zeit“: Harald Welzer: Erinnern: Im Gedächtniswohzimmer. Warum sind Bücher über die private Familiengeschichte so erfolgreich? Elisabeth von Thadden im Gespräch mit Harald Welzer über das private Erinnern, in: *Die Zeit* 14 vom 25. 3. 2004, online abrufbar unter: <http://www.zeit.de/2004/14/st-welzer>; Norbert Frei: „Drittes Reich“: Gefühlte Geschichte. Die Erinnerungsschlacht um den 60. Jahrestag des Kriegsendes 1945 hat begonnen. Deutschland steht vor einer Wende im Umgang mit seiner Vergangenheit, in: *Die Zeit* 44 vom 21. 10. 2004, online abrufbar unter: <http://www.zeit.de/2004/44/kriegsende>.

<sup>77</sup> Kritisch zu diesem „Emotional Turn“: Jan Süsselbeck: Vorwort. Generationennarrative als Emotionalisierungsfaktor der NS-Erinnerung in den Medien, in: Süsselbeck [Anm. 24], S. 9–44.

<sup>78</sup> Vgl. Harald Welzer: Schön unscharf. Über die Konjunktur der Familien- und Generationenromane, in: *Mittelweg* 36, 2004, S. 53–64.

<sup>79</sup> Ulrich Raulff: Bruder Hitler. Die NS-Zeit als Familienroman, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 11. 5. 2010.

<sup>80</sup> Vgl. Welzer, Moller, Tschuggnall [Anm. 20], S. 10.

<sup>81</sup> Raulff [Anm. 79].

dem Rechnung trägt: den Familienroman. Die Eruption von Generationenerzählungen und Autofiktionen auf dem Hintergrund der jüngsten deutschen Geschichte im letzten Jahrzehnt spiegelt diese gesellschaftliche Dynamik wider. Und der Erfolg auf dem Buchmarkt zeigt, dass die Werke auf ein großes Interesse stoßen, *weil* die privaten Zugänge zu einer „Geschichte von unten“ in ihrem Mittelpunkt stehen und damit eine emotionale Lücke gefüllt wird. „Für das kommunikative Gedächtnis dieser intimen und geschützten Diskurse gab es bis dato keine Reflexionsebene mit Chancen der Selbstbeobachtung“<sup>82</sup>, bemerkt Aleida Assmann. Diese Aufgabe übernehme nun in verstärktem Maße die Literatur. Sie wird zu einem Laboratorium der Erinnerungsarbeit und wirkt ihrerseits auf den offiziellen Erinnerungsdiskurs zurück. Die Familienromane öffnen das Gedächtnis der Gesellschaft für die Zukunft, weil sie das Vergangene in die konkrete Gegenwart hinein fortwährend vermitteln.

„Unverkrampft“ oder „unbefangen“, wie die Kritiker aus der Vorgängergeneration es sahen, sind die Familienromane der Dritten Generation jedoch nicht. Aber sie gehen „nüchterner, objektiver, besonnener“<sup>83</sup> ans Werk als noch die Autorinnen und Autoren der sog. „Väterliteratur“ der 70er und 80er Jahre, meint Tanja Dückers.

Der zeitgenössische Familienroman hat eine Art Containerfunktion: In den Truhen, Vitrinen und Tresoren der Literatur exemplarisch verstaut, kann – die eigene – Vergangenheit hervorgeholt und betrachtet werden – vielleicht sogar dauerhaft abgelegt.

Alte Lasten lösen sich auf in den Aggregatzuständen, die die Erinnerung auf dem Weg ihrer aktiven Aneignung durch die Enkel durchläuft. Nicht wie „Schnee von gestern“, eher wie Teile eines umgekehrten Kinder-Gedächtnis-Spiels: Ich packe meine Koffer aus und nehme nicht mehr mit ...

<sup>82</sup> Assmann [Anm. 74], S. 49–69, hier: 50; vgl. außerdem (Auswahl): Cornelia Blasberg: *Erinnern? Tradieren? Erfinden? Zur Konstruktion von Vergangenheit in der aktuellen Literatur über die dritte Generation*, in: Birkmeyer, Blasberg [Anm. 8], S. 165–186; Mona Körte: *Die Toten am Tisch. ‚Familienromane‘ nach dem Holocaust*, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 127, 2008, S. 573–594; Laurel Cohen-Pfister: *Kriegstrauma und die deutsche Familie. Identitätssuche im deutschen Gegenwartsroman*, in: *Familie und Identität in der deutschen Literatur*, hg. v. Thomas Martinec, Claudia Nitschke, Frankfurt/Main 2009, S. 243–257; Michael Ostheimer: *Ungebetene Hinterlassenschaften. Zur literarischen Imagination über das familiäre Nachleben des Nationalsozialismus*, Göttingen 2013; Julian Reidy: *Rekonstruktion und Enteroisierung. Paradigmen des ‚Generationsromans‘ in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, Bielefeld 2013.

<sup>83</sup> Tanja Dückers: *Der Schrecken nimmt nicht ab, er wächst. Warum die ‚Enkelgeneration‘ nach dem Zweiten Weltkrieg noch nicht zum ‚entspannten Umgang‘ mit der Vergangenheit geneigt ist*, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 27./28.04.2002; zit. n. dies.: *Morgen nach Utopia. Kritische Beiträge*, Berlin 2007, S. 101–107, hier: S. 107; vgl. auch Wagner [Anm. 24].

„Das kannst du nie wieder gut machen“, sagt die vertriebene Mutter zu ihrer Tochter Johanna in Angelika Overaths „Nahe Tage“, als der Tochter ein Gegenstand „von daheim“ aus den Händen fällt und zerbricht.<sup>84</sup> In Birgit Vanderbeke „Friedliche Zeiten“ versteht die junge Ich-Erzählerin, dass ihre Mutter die einarmigen oder einbeinigen Kriegsheimkehrer „Kriegsversehrte“ nennt.<sup>85</sup> Beide Namen, „Kriegsversehrte“ und „Kriegsversehrte“, sind unterschiedlich interpretierbar. Der Ausdruck „Kriegsversehrte“ ist drastischer und dramatischer als die Bezeichnung „Kriegsversehrte“: Die einen tragen Wunden, Narben und Verlorenes an ihrem Leib, die anderen werden durch die Folgen des Krieges innerlich aufgezehrt. Da ist ein großer Unterschied zwischen totaler Auslöschung und sichtbarer Verwundung.<sup>86</sup>

Die Arbeit der Dritten Generation an den Familienromanen bewerte ich als den entschlossenen Akt, sich zwar als „Kriegsversehrte“ zu begreifen, aber nicht zwangsläufig von Krieg und Nachkrieg „Versehrte“ zu sein.

<sup>84</sup> Vgl. Overath [Anm. 38], S. 127.

<sup>85</sup> Vgl. Vanderbeke [Anm. 27], S. 31.

<sup>86</sup> Vgl. jetzt Lydia Koelle: *Offene Wunden. Muss es eine Vertriebenen-Seelsorge an den Nachkommen geben?*, in: *theologie.geschichte* 11 (2016); online abrufbar unter: <http://universaar.uni-saarland.de/journals/index.php/tg/article/view/851/894>.